



roetext
Christian Röthlisberger
Texter | Konzipier
www.roetext.ch

Reportagen aus Beira

Liebe Leserin, lieber Leser

Im Juli 1998 unternahm ich eine Reise nach Moçambique und Südafrika. Ich besuchte zwei Freunde, Markus Keusen und Marcel Rutschmann. Die beiden sind 1996 in die südostafrikanische Hafenstadt Beira gezogen und haben dort ein veritables Musikprojekt aufgebaut.

Ich begleitete sie und ihre Rap-Band «Djovana» an die Weltkonferenz der «International Society for Music Education», die in Pretoria, der Hauptstadt Südafrikas, stattfand.

Während dieser Reise schrieb ich Reportagen für das Langenthaler Tagblatt, die ich jeweils direkt vor Ort verfasst und an die Redaktion zur Veröffentlichung gefaxt habe.

Die Arbeitsbedingungen, unter denen diese Texte entstanden sind, waren mir fremd. Sowohl in Beira wie auch in Pretoria war die Fülle der Eindrücke enorm. Hier eine verarmte Hafenstadt, in der es nur zwei Stunden im Tag fließendes Wasser gibt, dort das mondäne Staatstheater in Pretoria, wo sich einige tausend Jugendliche und ihre Lehrer aus der ganzen Welt austauschten. Da ich für eine Tageszeitung geschrieben habe, war ich gezwungen, aus den tausend Geschichten ein paar wenige auszuwählen und es blieb mir nur wenig Zeit, die Manuskripte auszutexten.

Trotzdem: Diese Reportagen zeichnen ein farbiges Bild über ein spannendes Kulturprojekt in Mozambik, über die einmalige Arbeit von Markus und Marcel in einem Land, das eines der Ärmsten ist und nach einem über 20-jährigen Bürgerkrieg erst 1994 zum Frieden und zur Demokratie gefunden hat.

Marcel lebt immer noch in Beira, er ist heute ein gefragter Musik- und Videoproduzent. Markus lebt seit Ende 1999 wieder in Langenthal.

Ich wünsche Ihnen viel Lesespass.

Christian Röthlisberger
September 2003



Im Freudentanz mit «Freundeskreis»

Das Sittertobel ist ein kleines Tälchen am Stadtrand von St. Gallen. Die Sitter ist der Fluss, der dem Tobel den Namen gegeben hat. Ausser der ausreichend vorhandenen prächtigen Natur in Form von Laubbäumen, sanften Kuppen und einer saftigen Weide hat dieses unbedeutende Stück Schweiz zwei bemerkenswerte Specials zu bieten. Permanent betrieben wird hier inmitten der grünen Idylle eine veritable Kehrichtverbrennungsanlage, die einen guten Teil des Ostschweizer Mülls aufs sauberste in Nichts auflöst. An dieser futuristisch anmutenden Müllfabrik führt ein kleines Strässchen vorbei, auf dem sich zwei Kehrichtwagen nur knapp kreuzen können, und dieses Strässchen führt zu dem Gelände, auf dem am letzten Wochenende zum 22. mal das Open Air Festival St. Gallen stattgefunden hat. Dieser Event ist heute ein stabiler Eckpfeiler der hiesigen Unterhaltungsindustrie, gut 20'000 Leute zieht das Festival auch bei üblen klimatischen Bedingungen an, die legendäre Schlammschlacht von St. Gallen hat auch heuer stattgefunden. Sie gehört irgendwie dazu.

Markus Keusen und Marccel Rutschmann sind vor zweieinhalb Jahren nach Mozambik ausgewandert. Der eine kommt aus Langenthal, der andere aus Lotzwil. Nach ein paar Jahren kantonalberner Musikszene in den Abteilungen Rock, Funk, Jazz etc. ereilte sie das Schicksal, sie verliebten sich in ein Land in Afrika, eines der Ärmsten und eines der Schönsten. Es entstand eine Freundschaft, eine Leidenschaft und eine verwegene Idee: Auswandern. In ein Land, in das man normalerweise nicht auswandert. Mozambik wurde in den 60ern von den Portugiesen aufgegeben, was, wie in manchen andern afrikanischen Ländern auch, zu einem jahrzehntelangen Bürgerkrieg führte. Keusen und Rutschmann folgten ihrer Leidenschaft, packten ihre Habe in einen Schiffscontainer und zogen nach Beira, der zweitgrössten Stadt in Mozambik, wo es nur zwei Stunden im Tag Wasser gibt und die e-mails wenn überhaupt mit einem Tag Verspätung eintreffen. Sie kehrten mit dem ersten Resultat ihrer Arbeit im letzten Winter in die Schweiz zurück – eine veritable Tour mit der Kids-Rap-Band «Djovana». Das sind vier jugendliche Rapper aus Beira, die ihre bemerkenswerten Texte mit einer Unverfrohenheit an die Leute bringen, die unsereins baff macht.

Das Open Air St. Gallen ist eines der fünf grossen Festivals in der Schweiz. Eine Bühne so gross wie ein Tennisplatz, zwei Dutzend Ton- und Lichttechniker, die sich an Gerätschaften zu schaffen machen, die tonnenschwer und schweineteuer sind. Alles tiptopp durchorganisiert, jede Stunde eine Band, hinter der Bühne kümmern sich weitere 50 Leute um den Zeitplan des Festivals und den Durst der Musiker. Sogar an eine Massagestation hat man gedacht. Sie wird aber von den vier Rappern von «Djaovana» nicht beachtet. Sie sind zwar zum zweiten mal in der Schweiz, aber zum ersten mal an einem solch grossen Festival. Vor ihrem Konzert stellen sie sich vor allem Fragen wie die, ob die auf allen Tischchen bereitliegenden Toblerone-Miniaturen auch für sie gedacht sind, welche Hosen die Kollegen der deutschen Hiphop-Stars von «Freundeskreis» tragen und wieviel der Eintritt zu diesem Festival kostet. Er kostet wesentlich mehr als ein Monatslohn ihres Lehrers. Nilsa, Helio, Remigio und Muncua finden es aber cool, dass hinter dieser Bühne Leute rumlaufen, die neben dem Handy am Gurt auch noch zwei Funkgeräte angeschnallt und einen Kopfhörer im T-Shirt stecken haben. Sie tragen ihre Backstage-Badges mit dem Stolz, der uns fremd und ihnen das Salz im Leben ist.

Ein paar Minuten vor dem Konzert, das sich später zwischen 5 und 10'000 Festivalbesucher im weichen Schlamm anhören werden, fragt Marcel Rutschmann den kleinen Remigio, ob er nervös sei. «Nein», lautet seine Antwort, und er stellt die Gegenfrage: «Warum auch?» Dort, wo er herkommt,



ist es ganz normal, für andere Menschen Musik zu machen – ob für 50 oder 5'000 spielt keine Rolle. Dass das hier eine der grösseren Bühnen ist und viele tausend Ohren zuhören werden, das spielt für ihn keine Rolle, ausser die, dass er sich freut. Die vier mozambikanischen Jugendlichen freuen sich, hier zu sein und sie freuen sich auf den Auftritt. Sie haben sich hiphopmässig aufs coolste herausgeputzt, lungern hinter der Bühne rum, während die Band das erste Stück alleine spielt, dann nehmen sie vom Soundtechniker ganz selbstverständlich die drahtlosen Mikrofone in Empfang, stürmen auf die Bühne und haben die Leute innert Augenblicken im Sack.

Sie singen, rappen und tanzen, sie reden mit dem Publikum, bringen ihre Verse vom rauhen Leben messerscharf auf den Punkt, sie haben Spass an der vieltausendköpfigen Schar von jubelnden, wippenden und hoppsenden Leuten, die sich in der grellen Sonne das zweite von insgesamt zehn Konzerten dieses Festivalsamstags reinziehen. Selbst die monströse Festivalbühne beeindruckt sie in keinster Weise. Auch nach ihrem erfolgreichen Konzert kein bisschen. Schwer beeindruckt schauen sich Remigio, Doctor und Helio zwei Stunden später den Auftritt der deutschen Hiphop-Stars «Freundeskreis» an – und werden von den illustren Hitparadenstürmern prompt für eine kleine Session auf die Bühne gebeten. Was allen, auch den 15'000 Menschen im Publikum, bestens gefallen habe. Der kleine Remigio (15) – er kommt aus einem Armenviertel von Beira, der zweitgrössten Stadt in Mozambik – erzählt es mit unverhohlenem Stolz und schelmischer Stimme, er schwärmt vom Freudentanz mit «Freundeskreis». Sein Grinsen macht klar, dass er sich mindestens so fest darüber freut wie Gianmarco Simmen über seine olympische Snöbermedaille. Der Unterschied ist wohl vor allem der, dass in seiner Heimat kaum jemand davon Kenntnis nehmen wird. Nehmen kann. Aber vielleicht findet die Redaktion eine Agentur, die den grossen Moment im Kasten hat. Und vielleicht findet der Reporter in Beira eine Zeitung, die es dann auch für die zu Hause nochmals druckt. Für die Eltern, die Freunde und alle Mädchen der Stadt.

Langenthal, 10. Juli 1998

Eine Reise ans Ende der Welt

Dort, wo Markus Keusen und Marcel Rutschmann wohnen, diesen Ort nennt man hier auch «fin do mundo», das Ende der Welt. Beira ist die zweitgrösste Stadt im südostafrikanischen Mozambik, ein Land so gross wie Deutschland, 17 Millionen Einwohner, davon leben 80% auf dem Land. Wie praktisch alle Länder dieses Kontinents ist auch Mozambik geprägt von den Kolonialherren – Weisse werden hier von Schwarzen grundsätzlich mit «Padrone» angesprochen. Hier waren es die Portugiesen, die 1975 das Land verlassen haben und alles, was nicht niet- und nagelfest war, mitgenommen hatten. Worauf das Land in einen über zwanzigjährigen Bürgerkrieg verfiel, der als einer der brutalsten Afrikas in die Geschichte eingegangen ist. Über zwei Millionen Minen, eine marode Wirtschaft und 80% Analphabeten prägen heute das Land, das vor knapp vier Jahren einen demokratischen Staat ausrief. Dies war für Keusen und Rutschmann der Startschuss für ihr Projekt «Intercambio Musical e Cultural de Mozambik IMCM».

Um hierher zu kommen, gibt es zwei Möglichkeiten. Die eine auf dem Luftweg, die andere auf dem Luft- und Landweg. Erstere kostet wegen den nur wöchentlich verkehrenden Flügen drei Tage Zeit und ist sehr bequem, letztere dauert 30 Stunden und ist mit recht grossen Strapazen und einigen



Risiken verbunden. Ich wählte die kürzere Variante nur deshalb, weil mich Markus Keusen am Flughafen von Harare erwartete und mich für den Rest des Trips als Ortskundiger begleitete. Harare ist die Hauptstadt von Zimbabwe, knappe 500 km von der mozambikanischen Grenze entfernt. Keusen hatte schon ein Taxi organisiert, das uns für sagenhafte 110US \$ in ebenso sagenhaften vier Stunden an die Grenze brachte. Der zimbabwesische Highway gilt als einer der besten weit und breit, immerhin wird dieses Land als die Schweiz Afrikas bezeichnet. Trotzdem: Dieser Highway ist nicht mehr als eine breite Landstrasse mit Gegenverkehr, auf der auch der Ochsenkarren-, der Velo- und der Fussgängerverkehr stattfindet. Unser Chauffeur brettert mit Spitzengeschwindigkeiten von 160 km/h durch die wunderbare hügelige Landschaft, haarscharf vorbei an beladenen Menschen und trampelndem Lastvieh.

Unser Taxi darf nur bis zur Grenze. Dort soll uns ein Kleinbus erwarten, den Marcel Rutschmann in Beira gechartert und hergeschickt hatte. Die Grenzstation auf mozambikanischer Seite macht klar, dass es sich um ein mausarmes Land handelt, das uns hier empfängt. Eine kleine Schalterhalle, drei Beamte am Tresen, ein paar Stempel, ein paar Formulare, das ist alles. Karg, abgewrackt, alles in ziemlich üblem Zustand. Kontrolliert wird nichts und wer etwas zu verbergen hat, legt einfach einen Geldschein in den Pass.

Unser Kleinbus ist überfällig. Wir warten. Schauen den Geldwechslern zu, den schweren Jeeps von der UNO und der EU, den Affen, die sich hinter der Grenzstation in den Bäumen tummeln, den klapprigen Autos, die im Schrittempo vorbeiknattern. Es ist nach vier Uhr, die Sonne steht schon bedenklich tief, Markus Keusen wird nervös, eine Fahrt durch die Nacht sei auf den mozambikanischen Strassen nicht wirklich lustig. In diesen Breitengraden wird es um 18.30 Uhr dunkel – so schnell, als würde jemand den Lichtschalter abdrehen. Er will nach Beira telefonieren und sich nach unserem Transport erkundigen. Es gibt aber an dieser baufälligen Grenzstation kein Telefon. Unser Wagen kommt auch nach vier Uhr nicht. Wir versuchen dann, hinter der Grenze einen Wagen zu chartern, was aber nicht gelingt – der Inder ist am Geldwechseln und der Afrikaner will in die andere Richtung. Die Sonne sinkt weiter, wir müssen handeln. Ein schrottreifer Bus, auf den schon gut zwanzig Leute warten, donnert heran. Keusen redet mit dem Chauffeur und bekommt schliesslich die benötigten Plätze für uns und unser Gepäck.

Nach 10 Minuten ist der Bus voll – sehr voll. Die Leute auf den Stehplätzen im Gang stehen dichtgedrängt und lehnen sich über die Sitzenden, ihre Körper würden in dem schmalen Gang keinen Platz finden. Rund um den Bus bieten Kinder Coca Cola, Bananen und Gebäck an, sie tun das beharrlich und lauthals, das ist ihr Job. Der Bus fährt los, wir sitzen direkt über der Hinterachse, die bei jeder Umdrehung ein vernehmliches Knacken von sich gibt. Bergauf schnaubt das überladene Gefährt ächzend dahin, bergab donnert die Karre in atemberaubendem Tempo über die Strasse. Sie ist schmal und voller Schlaglöcher und besteht zum Teil nur aus einer Piste. Immer wenn der Chauffeur die Warnblinkanlage anlässt, kreuzt uns ein riesiger Lastwagen. Gesehen werden ist hier alles, Geschwindigkeitsbeschränkung und Sicherheitsabstand sind Begriffe aus dem Fremdwörterbuch. Keusen sitzt neben mir, öffnet zwei Büchsen Bier, grinst übers ganze Gesicht, prostet mir zu und sagt: «Manchmal muss man hier improvisieren». Wie oft denn manchmal sei, frage ich ihn. Ziemlich oft, lautet die Antwort.

Nach sechs Stunden vibrierender, rüttelnder und einheimisch muffelnder Reise treffen wir in Beira ein. Die Stadt ist dunkel, es gibt kaum Strassenbeleuchtung. Sie war einst ein Paradies an der afrikanischen Ostküste. Jedes Wochenende kamen tausende von Zimbabweanern, um am Strand



auszuspannen und einen draufzumachen. Es gab Hotels, Restaurants und Läden. Heute sind diese paradiesischen Zustände nur noch schwerlich erkennbar – Mozambik ist heute das drittärmste Land der Welt. Beira lebt auf dem letzten Zacken. Fliessendes Wasser gibt es nur für Stunden. Oft fällt der Strom aus, öffentlicher Verkehr fehlt gänzlich. Niemand weiss, wieviele Einwohner sie hat, man schätzt eine halbe Million, niemand weiss, wieviele Arbeitslose es gibt. Es dürften gegen 80% der Stadtbevölkerung sein, die ohne festes Einkommen lebt und sich in der Schattenwirtschaft durchschlägt. Kleiderläden gibt es nur für die dünne Oberschicht, der Rest deckt sich mit Ware aus den Altkleidersammlungen Europas ein. Die Gebäude vermodern, verfallen und warten seit Jahren vergeblich auf ihre Instandstellung. Die hygienischen Verhältnisse sind für einen Grossteil der Leute katastrophal, was in der Regenzeit zwischen Januar und Mai zu einer Choleraepidemie führte, die allein in Beira mehr als 1'000 Tote forderte.

Warum Marcel Rutschmann und Markus Keusen gerade hier – am Ende der Welt – ihr Projekt lancierten, ist nur schwer nachzuvollziehen. Auf den ersten Blick gibt es hier nur wenig Freundliches, aber viel Beschwerliches, Trauriges und Hartes. Nur eines fällt dem Reisenden sofort auf. Die Herzlichkeit und die sonnige Ausstrahlung der Menschen, die körperliche Nähe, die sie unter ihresgleichen pflegen, das unbeschwerte Dasein, das grenzenlose Vertrauen in den heutigen Tag und auch darauf, dass das Leben ist, wie es ist.

Beira/Moçambique, 28. Juli 1998

Schlagzeilen in Beira

Der Golfplatz von Beira war einst das Prunkstück im südlichen Afrika. Der Fairway mit 18 Löchern liegt mitten in der Stadt, das 19. Loch «spielten» die reichen Portugiesen jeweils im Clubhaus an der Bar. Exklusiver geht es kaum noch – ein Golfplatz mitten in einer Stadt mit einer halben Million Einwohnern. 1970 wurde hier die letzte Partie gespielt, dann brach der Krieg aus. Auf dem Golfplatz befindet sich heute ein modernes Camp einer schwedischen Organisation, daneben ein paar hundert Blechhütten, der Rest ist Brachland. Nur das Clubhaus steht noch resp. wieder in voller Pracht am Rande des restlichen Grüns. Robert Keusen – der Bruder von Markus, er lebt seit 10 Jahren in Beira – hat das abgewrackte Gebäude zu einem veritablen Nachtclub gemacht. Am Wochenende geht hier bis morgens um sieben die Post ab. Der durch seine langjährige Tätigkeit für das IKRK in Beira stattbekannte Langenthaler empfängt hier eine Klientel, die zur Hälfte aus Einheimischen und zur andern Hälfte aus Ausländern besteht, die in einer der unzähligen Organisationen arbeiten.

Im Billard-Salon des «Clube do Golf» spielt Marcel Rutschmann eine Partie Snooker auf einem fast 100-jährigen Thorrington-Tisch, von denen es im südlich des Äquators nur gerade 16 Exemplare gibt. Zwei solcher Prachtsstücke haben den Krieg im Golf Club von Beira überlebt und sind seit zwei Jahren wieder im Einsatz. Rutschmann spielt schlecht an diesem Abend, aber er hat die Ablenkung dringend nötig, vielleicht ist es sein letztes Spiel an diesem edlen Tisch. Als Ausländer kann er hier die sogenannten «24 Stunden» bekommen, gemeint ist damit die Zeit, die jemandem gegeben wird, um das Land zu verlassen. Heute ist er dieser rigorosen Massnahme einmal mehr bedenklich nahe. Zum dritten mal in den letzten zwei Jahren wurden er und sein Kompagnon Markus Keusen in der lokalen Tageszeitung den Neidern zum Frass vorgeworfen. «Schweizer umgehen Zoll» lautete die Schlagzeile. Das Frühstück blieb den beiden im Halse stecken. Drei Tage vor der Abreise nach



Pretoria, wo «Djovana» an der Weltkonferenz der «International Society for Music Education» zwei Konzerte geben sollen, bringen solche Schlagzeilen viel Ungemach. Nicht nur diese wichtigen Auftritte sind gefährdet, sondern das ganze Projekt. Ein trüber Freitag für Keusen und Rutschmann, ein ratloser für den Reporter.

Die Realität übertrifft die Vorstellung bei weitem – wie so oft. Dass es in Afrika anders ist als bei uns, sehen wir im Fernsehen Tag für Tag. Wie es wirklich ist, erleben Markus Keusen und Marcel Rutschmann seit fast drei Jahren in unerbittlicher Konsequenz. Etwas verwegend sind sie mit ihrem musikalischen Equipment damals abgezogen und in Beira eingezogen, um in dieser vibrierenden Hafenstadt an der Ostküste Afrikas ihr interkulturelles Projekt «Intercambio Musical e Cultural de Mozambik IMCM» zu lancieren. Seither kämpfen sich die beiden mit Nerven wie Stahlseilen durch den nichtendenden Papierdschongel des drittärmsten Landes der Welt und seither haben es die Mozambikaner auf das mitgebrachte Musikmaterial der beiden Oberaargauer abgesehen. Ein Schlagzeug, ein kleines PA und ein semiprofessionelles Recordingequipment – in der Schweiz nichts besonderes, aber hier entfacht solche Habe ein Feuer der Begierde. Diese wird schon am Einfuhrzoll offenbar, um den Keusen und Rutschmann seit zwei Jahren mit den Behörden feilschen. Er würde unverschämte 30'000 US\$ betragen. Zu umgehen ist er nur dann, wenn das Material der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt wird. Was es auch wird. Schlagzeug und Gesangsanlage werden bereits rege im städtischen Kulturzentrum benutzt, nur über den Verbleib des Recordingequipments ist man hier geteilter Meinung.

Die Behörden sähen diese digitalen Schätze gerne ebenfalls im Casa Cultura. Rutschmann winkt ab. Es weiss dort keiner, was mit den Gerätschaften zu tun wäre und ihre Lebensdauer wäre demzufolge auf wenige Wochen beschränkt. Also hat sie Rutschmann in seinem Schlafzimmer aufgebaut und dort bereits vier Produktionen realisiert. Dass das Material dort ebenfalls der Öffentlichkeit dient, das wollen viele hier nicht glauben. Den Besuch des mozambikanischen Kulturministers am vergangenen Donnerstag nutzte die lokale Tageszeitung «Diario» also für einen erneuten Rundumschlag gegen die beiden Suizos.

Die Zeitung druckte eine vernichtende Schlagzeile und einen Artikel gespickt mit halben und ganzen Unwahrheiten, das alles in einem gehässigen Ton, der hier so manchen aus der Ruhe bringt. Nicht nur Keusen und Rutschmann, sondern auch die Eltern der vier jugendlichen Rapper von «Djovana». Obwohl auch in Beira nicht jede Suppe so heiss gegessen wird, wie sie gekocht wird, enthält eine solch schlechte Presse einige Brisanz. Die Bandbreite der möglichen Reaktionen ist enorm, sie liegt zwischen absoluter Belanglosigkeit und den erwähnten «24 Stunden». Dieser Staat ist jung, er wurde erst vor ein paar Jahren konstituiert, hier ändern die Gesetze fast wöchentlich, Korruption und Willkür sind alltäglich und der Papierkrieg ist unendlich.

Mit einer derart ungemütlichen Schlagzeile am Hals gibt es in diesem Land an einem Freitagnachmittag – zwei Tage vor der Abreise ins so lange verhasste Süd Afrika – nur eines: Lobbying. Zuerst telefonieren und besuchen Keusen und Rutschmann die Eltern der vier Kids. Sie sind sehr beunruhigt, weil von jeher eingeschüchtert. Sie schlagen vor, am Samstag ein Gespräch mit dem Direktor des Casa Cultura zu suchen. Man weiss allerdings nicht, wann der wieder in der Stadt ist, da er mit dem Kulturminister aus der Hauptstadt ins nördliche Nampula gereist ist. Markus Keusen telefoniert später mit allen möglichen Leuten in der Stadt, die alle möglichen Tips geben, jeder einen anderen. Rutschmann bespricht sich mit seinem Wohnpartner Anselm Fröhlich, einem deutschen Berater, der im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit



dem regionalen Wirtschaftsminister zur Seite steht. Sein Tip: Cool bleiben und gehen. So kommt es, dass Marcel Rutschmann die besagte Partie Snooker spielt und Markus Keusen an diesem Abend früh zu Bett geht – in der Ungewissheit, ob der Auftritt von «Djovana» in Pretoria im letzten Moment in die Hosen geht oder nicht.

Am andern morgen dann kommt ein erstaunlicher Anruf. Der Kulturminister ist von seiner Reise aus dem Norden zurück in Beira und will die beiden umstrittenen Kulturtäter noch heute Nachmittag sprechen. Er bestellt sie in seine Residenz. Ein gutes Zeichen, sagt Rutschmann, ein sehr gutes Zeichen. Er will reden und wer hier reden will, sucht eine Lösung. Wollte er ins gleiche Horn stossen wie der gehässige Artikel in der Zeitung, würde er ausrichten lassen, was er zu sagen hat – und irgendwelche Massnahmen verfügen. Das Gespräch dauert statt der angekündigten 30 Minuten fast zwei Stunden, der Kulturminister lässt den besten Whisky auffahren und gibt sich sehr kooperativ. Keusen und Rutschmann brauchen das Dossier über ihre Arbeit der letzten zwei Jahre gar nicht erst auszupacken, er ist bestens informiert, was das IMCM in dieser vergessenen Stadt schon alles gemacht hat. Man redet ruhig über alles, was ansteht. Der Minister ist ein wenig empört über den Artikel im «Diario», wo auch er falsch zitiert worden sei, und er meint, er wolle sich nur so weit nötig mit der lokalen Missgunst herumschlagen, sondern sich vielmehr für das Projekt einsetzen, das einzigartig im ganzen Land sei. Er geht so weit, dass er für den regulären Verbleib des umstrittenen Equipments ein Haus auftreiben will, in dem das Studio des IMCM definitiv eingerichtet werden soll. Das ist mehr, als Keusen und Rutschmann erwartet hatten. Am Schluss des ungewöhnlichen Meetings in der feudalen Residenz wünscht der Kulturminister den Djovanas mit einem letzten Whisky ein erfolgreiches Konzert in Pretoria.

Beira/Moçambique, 2. August 1998

Pretoria, Maori-Mädchen und viel Musik

Das Staatstheater der Republik von Südafrika in Pretoria ist ein monumentaler Zweckbau von nur beschränktem architektonischen Reiz, dafür aber von elefantösen Ausmassen. Es beherbergt eine Oper mit 1'400, ein Theater mit 650, ein Kleintheater mit 250 Sitzplätzen und ein halbes Dutzend Ballett- und Probesäle, in denen nochmals ein paar hundert Leute Platz finden. Durch die katakombischen Gänge und Wandelhallen flanierten, eilten und musizierten letzte Woche gegen 2'000 Teilnehmerinnen und Teilnehmer der World Conference of The International Society for Music Education ISME, ein buntgemischtes Volk aus aller Welt. In den Vorträgen und Workshops wurden so bemerkenswerte Themen wie «Mit Musikunterricht zur Humanität» oder «Das dänische Musikschulmodell», so erstaunliche wie «Street carnival music for humane education» oder «Humanisierung der digitalen Medien im Musikunterricht» analysiert und diskutiert.

Das Konzertprogramm wartete mit einem breiten Spektrum von Musik aus allen Kontinenten auf – so z.B. der «Rutherford Maori Club» aus Auckland/New Zealand, die «Thornhill Marimba Band» aus Botswana, die «Zanzibar School Dancing Group» aus Tanzania, das «Sächsische Klarinetten Ensemble» aus Zwickau, der «Stella Matutina Girls Chorus» aus Taiwan und die schweizerisch-mozambikanische Kids-Rap-Band «Djovana».



An den seit 1953 alle zwei Jahre irgendwo auf der Welt stattfindenden ISME-Kongress – er fand das letzte mal in Amsterdam statt und das nächste mal in Edmonton/Canada – wurde «Djovana» für zwei Konzerte eingeladen. Pretoria entpuppt sich als ein Ort der krassesten Gegensätze. Im Staatstheater drin wird man extrem freundlich bedient und mit ausserordentlicher Hilfsbereitschaft umsorgt – draussen, auf der afrikansich-mondänen Einkaufsmeile «Arcadia», wimmelt es von gewieften Langfingern und unzimperlichen Dieben. Pretoria und Johannesburg gelten als die gefährlichsten Städte. Nach Einbruch der Dunkelheit um 18.00 Uhr lässt die Security-Guard selbst die paar Schritte bis zum nächsten Taxistand niemanden mehr allein gehen. Schonungslos wird hier die Situation in Südafrika offenbar. Die Apartheid ist zwar abgeschafft, aber sie ist immer noch eingeritzt in den Menschen dieses Landes. Für viele Schwarze gibt es keine Arbeit, was die Kriminalität logischerweise in die Höhe treibt. Als Folge der unrümligen Vergangenheit des weissen Südafrikas gehen die Banditen in vielen Fällen mit ihren weissen Opfern nicht eben unzimperlich um.

Der erste Auftritt von «Djovana» ging mehr oder weniger in die Hosen. Er fand am Dienstagmittag um 12.00 Uhr statt, was für eine Rap-Band eine eher uninspirierte Tageszeit ist. Das Konzert ist angesagt im «Rendezvous», dem Kleintheater des riesigen Kulturkomplexes, das mit allen technischen Feinessen zeitgenössischer Theaterkunst ausgestattet ist. Nur nicht mit dem Soundequipment für eine Rap-Band. Markus Keusen trifft der Schlag, als er sieht, auf was für einem Schlagzeug er spielen soll, nämlich auf einem ramponierten Billigstprodukt aus Taiwan. Ein Monitoring (Bühnenlautsprecher, auf denen sich die Musiker gegenseitig hören) existiert schlichtweg nicht und der chaotische Soundcheck findet schon morgens um halb acht statt, was die drei Rapper aus Beira zähneknirschend zur Kenntnis nehmen. Sie würden sich am Morgen viel lieber im Students-Hostel mit den ausnehmend schönen Maori-Mädchen aus Neuseeland beschäftigen.

Im ersten Stück des 40-minütigen Konzerts geht dann alles auf einmal schief: Der Bassverstärker von Marcel Rutschmann gibt den Geist auf, Markus Keusen rutscht die Pauke weg und bei Mucicua löst sich das Mikrofonkabel aus dem ausgeleierte Stecker. Die zahlreich in den plüschigen Rängen sitzenden Leute geniessen das Konzert aber trotzdem und sind für das Dargebotene voll des Lobes. Das südafrikanische Fernsehen filmt einen Teil des Konzerts. Zum Schluss findet sich die Truppe des «African Dance Centre» der University of Ghana zu einer fröhlich-tumultösen Fotosession auf der Bühne ein.

Das «Drama» ist die Schauspielbühne des riesigen Staatstheaters, dort findet der zweite Auftritt von «Djovana» am ISME-Kongress statt. Diesmal mit einem besseren Schlagzeug für Keusen und einem nigelneuen Trace-Elliot Bassverstärker für Rutschmann. Es gibt sogar ein Monitoring und die Techniker sind versierte Berufsleute. Im Publikum sitzt June Mariu, die charismatische Leiterin des sagenhaften «Rutherford Maori Club» aus Auckland, einem 50-köpfigen Jugendchor, der mit traditionellen Maori-Liedern und Tänzen der Ureinwohner Neuseelands das Publikum zu stehenden Ovationen hingerissen hat. Ferner ist eine chinesische Delegation anwesend, Spanier sind da, Norweger und Amerikaner. Zuhinterst hat sich das ausschliesslich schwarze Bühnenpersonal tanzend in die freien Ränge eingeschlichen und sogar der Schweizer Botschafter in Südafrika, Robert Mayor, hat der Band seine Aufwartung gemacht – er befreit sich beim ersten Stück diskret von seiner Kravatte und steckt sie seiner Frau in die Handtasche.

Das Konzert läuft hervorragend. «Djovana» zeigen auf der grossen Bühne eine tolle Show, das anspruchsvolle Publikum ist angetan von dieser frischen und unbekümmerten Präsentation. Selbst der Schweizer Botschafter ist hingerissen. Obwohl er kein Kenner sei, habe ihn die hohe Qualität



der Band überzeugt, meint er nach dem Konzert. Er lädt die ganze Bande anschliessend zu einem kühlen Drink ein. Im Gespräch mit Keusen und Rutschmann zeigt sich Robert Mayor erstaunt darüber, dass die beiden ihr Projekt so lange ohne regelmässige Unterstützung durchgezogen haben.

Seine Frau unterhält sich in aufgeräumter Stimmung mit den drei Rap-Boys aus Beira, diese lassen ihren ganzen afrikanischen Charme spielen, die Frau Botschafterin ist entzückt von dieser jugendlichen Anmut.

In der folgenden Nacht gibt es noch die lange ersehnte Session im Students-Hostel. Die Trommler des ghanesischen Music- and Dance Centers sind da, ihr Leader spielt wie besessen auf einer einfachen Bambusflöte, Markus Keusen schlägt die Pauke, ein 18-jähriger Zulu singt mit voller Kehle betörende Lieder, Rolf Mosele aus Olten wechselt sich an der E-Gitarre mit einem kamerunischen Kollegen ab und Klaus Widmer aus Bern bläst leidenschaftlich das Sopransax. Inmitten dieses wilden Spektakels tanzen Remigio, Helio und Muncua – die drei Rapper aus Beira – mit den scheuen Maori-Mädchen ausgelassen ihren langersehnten Tanz.

Am andern Morgen der Rückflug nach Beira. Remigio meint im Shuttlebus zum Flugzeug: «Diesen Kongress werde ich nie vergessen». Er grinst verzückt und blickt verträumt in die Weite des riesigen Airports von Johannesburg.

Pretoria/Südafrika, 7. August 1998

Wenn der Strom ausfällt

Das Grand Hotel von Beira liegt direkt am Meer, es ist ein prächtiger Bau aus den 20ern, ein Juwel der kolonialen Hotellerie des südlichen Afrikas. Gut zweihundert Zimmer muss es gehabt haben, und natürlich Salons, Speisesäle, Bars und Tanzsäle. Eine einladend breite Treppe führt zur Hotel-Lobby, ein grosser Park mit Lustlauben und Laubengängen, ein Schwimmbecken und Tennisplätze – alles wie im Märchen. Heute leben im Grand Hotel von Beira 1'000 Mozambikaner, die hier in den späten Siebzigern einfach mal eingezogen sind. Die Portugiesen hatte man verjagt, aber es war Bürgerkrieg. Einer der brutalsten, den Afrika je gesehen hat. Die Leute kamen zu zehntausenden in die Stadt, viele zum ersten mal. Die Portugiesen bauten Beira für sich allein, die Schwarzen durften nur zur Arbeit in die Stadt. Heute leben zehntausende in Häusern, zum Teil in zehnstöckigen Wohmaschinen von den Russen, niemand weiss wer und wieviele und seit wann.

Im Jahr 1505 wurde die Küste Mozambiks von den Portugiesen erobert und von 1890 bis 1971 als Kolonie verwaltet und regiert. Dann gab es einen Bürgerkrieg, die Portugiesen gingen, die Russen kamen, der Krieg dauerte bis 1992, er forderte über eine Million Tote. Die ersten Wahlen fanden 1994 statt. 75% der Bevölkerung sind Analphabeten, 80% leben auf dem Land, meistens in Strohütten. Mozambik ist mit einem Jahreseinkommen pro Kopf von 80\$ das ärmste Land der Welt, die Schweiz mit 44'350\$ das Reichste. Das Land kämpft mit sozialen und wirtschaftlichen Problemen, mit dem Wiederaufbau der fast gänzlich zerstörten Verkehrswege, mit der Rückführung von zigtausenden von Flüchtlingen, der Reintegration von ebensovielen Soldaten und der Räumung von schätzungsweise 2 Millionen Landminen.

Wenn in Beira der Strom ausfällt, kann das Minuten, Stunden oder – während der Sommerstürme – Tage dauern. Dann ist die Stadt mit einer halben Million Einwohnern stockdunkel, nur wenige



besitzen eine eigene Notstromgruppe. Marcel Rutschmann hat sich ein Gerät zugelegt, das in seinem Studio zumindest die wichtigsten Computer und Aufnahmemaschinen noch für zehn Minuten am Laufen hält. So kann er die Aufnahmen absichern und die sensiblen Apparte ordnungsgemäss abstellen. Und dann setzt er sich mit den Musikern in die Küche, wo sie die letzten Biere aus dem Kühlschrank nehmen, denn niemand weiss, für wie lange es die letzten kühlen sein werden. Rutschmann produziert in Beira Aufnahmen mit Equipment, das hierzulande höchstens noch von jugendlichen Einsteigern verwendet würde. Das Herzstück, der Atari-Computer, ist 15-jährig, das Mischpult hat nur acht Kanäle und den Verstärker hat er vor 17 Jahren zur Konfirmation bekommen. Niemand würde in Europa auf diesem alten Schrott ernsthaft produzieren wollen. In Beira ist Rutschmann nicht nur der bestausgerüstete Aufnahmetechniker und Musikproduzent, er ist auch der einzige.

Er hat in den letzten zwei Jahren vier CDs produziert, einige Kassetten und etliche Probeaufnahmen. Da ist etwa David Mazambe, ein etwa 40-jähriger Sänger und Gitarrist, ein eigentlicher Tom Waits aus Beira, der in seinen Liedern auch mal von traumatischen Erlebnissen aus dem Krieg erzählt. Seine CD, von Rutschmann produziert, erscheint demnächst. Rutschmann arbeitet z.B. mit einer dreiköpfigen Gospelformation, drei junge Schwarze mit wohlklingenden Naturstimmen, die ihr kleines Repertoire ohne Harmonieinstrument eingeübt haben. In Beira besitzt praktisch niemand eine Gitarre und Klaviere gibt es in der Stadt vielleicht etwa fünf. Da muss sich Rolf Mosele, der soeben nach Beira gezogene Gitarrist und Musiklehrer aus Rothrist, etwas einfallen lassen. Er unterrichtet die drei in den Basics des Gesangs und will ihnen Hausaufgaben geben. Er kennt nur Übungen unter Mitwirkung eines Harmonieinstruments.

Das IMCM von Markus Keusen und Marcel Rutschmann tut in Beira, was andere Organisationen auch tun, sie leisten Entwicklungszusammenarbeit. Sie tun es aber auf einem Gebiet, auf dem es sonst kaum jemand tut – in der Musik. In Beira sind neben dem IMCM noch ca. 15 andere Organisationen tätig, – allesamt mit eigenen Camps und neuen Daimler-Jeeps bestückt. Ohne diese Organisationen würde das Land nicht überleben. Dass zum Überleben für die Mozambikaner – wie fast für alle Afrikaner – die Musik ebenso gehört wie Brot und Wasser, das ist eine alte Binsenwahrheit. Dementsprechend angesehen sind Keusen und Rutschmann in Beira. Nicht nur bei den Einheimischen, denen sie die Entstehung einer eigenen Popkultur ermöglichen, sondern auch bei vielen Entwicklungsspezialisten. Stellvertretend für sie die Aussage von Anselm Duchrov, der im Auftrag der FAO (UN-Organisation für Ernährung und Landwirtschaft) in Beira arbeitet: «Was die beiden machen ist einmalig und wichtig für das mozambikanische Selbstbewusstsein. Und wie wenig sie unterstützt werden von den grossen Organisationen, das ist auch einmalig. Ich kenne kein Kulturprojekt in diesem Land, das mit so wenig Unterstützung so wirkungsvoll und nachhaltig arbeitet.»

Die TV-Nachrichten kommen in Beira immer einen Tag später. Der TV-Landessender im 800 km entfernten Maputo schickt täglich eine Videokassette nach Beira – mit den Nachrichten von gestern. E-mails empfängt Markus Keusen nur einmal täglich – morgens um halb sieben werden sie von Maputo auf den Server der Uni Beira gebeamt. Wasser gibts nur für zwei Stunden jeden Tag, man füllt die Badewanne und unzählige Kübel, besser als gar kein Wasser. Im März wütete die Cholera, jetzt ist die Meningitis (Hirnhautentzündung) im Anzug. Die Malaria ist ohnehin immer präsent. Es ist eine nichtendenwollende Liste von misslichen Umständen, die den Besucher erwartet. Erst auf den zweiten Blick wird klar, was die Musik für eine orale Gesellschaft, also eine, die nur mündlich



überliefert, für einen enormen Stellenwert hat resp. hatte. Er muss nach zwanzig Jahren Krieg und nach einer unheilvollen Kolonialgeschichte erst wieder hergestellt werden. Daran arbeiten Markus Keusen und Marcel Rutschmann in Beira.

Chapeau.

Beira/Moçambique, 13. August 1998